

*Im Knaur Taschenbuch Verlag ist bereits
folgendes Buch der Autorin erschienen:*
Schlaf still, mein Mädchen

Über die Autorin:

Doris Bezler schreibt seit vielen Jahren, unter anderem auch Geschichten für ihren eigenen Unterricht als Lehrerin und stellvertretende Schulleiterin an einer großen Gesamtschule in Offenbach. Nach »Schlaf still, mein Mädchen« ist dies ihr zweiter Krimi. Sie lebt mit ihrer Familie in Bad Soden am Taunus.

Doris Bezler

Das verschwundene Kind

Kriminalroman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe September 2013

Knaur Taschenbuch

Copyright © 2013 by Knaur Taschenbuch.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Ilse Wagner

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: © Gettyimages/Joseph Shields

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-51271-5

2 4 5 3 1

Das verschwundene Kind

Samstag, der 6. Oktober

Sie stand im zugigen Treppenhaus vor der Wohnungstür und lauschte in alle Richtungen. Je näher sie diesem Totenhaus gekommen war, desto heftiger jagte ihr das Blut durch die Adern. Niemals hatte sie hierher zurückkehren wollen. Gestern hatte sie in wilder Flucht den grausamen Ort verlassen. In der Nacht waren Gespenster mit geifernden Fratzen gekommen, hatten sie ausgesaugt und blutige Krallen in ihr Fleisch geschlagen. Das erste Licht in den Fenstern half ihr in den Tag. Es ernüchterte sie schlagartig und versetzte sie in einen nie gekannten Zustand von Wachheit und Klarheit. Deine Panik gestern hat dich Fehler machen lassen! Dumme Fehler, die du dir nicht erlauben kannst! Du hast nur an dich und das kleine wimmernde Bündel gedacht. Du glaubtest, er ist hinter dir her und will dich holen. So, wie er sie geholt hat. Wenn man spurlos verschwinden will, lässt man seine Jacke nicht in der Wohnung hängen!

Womöglich befanden sich darin noch verräterische Utensilien, anhand derer er sie schnell gefunden hätte! Er, der unbekannte, bedrohliche Verfolger, der gestern gezeigt hatte, dass er auch morden konnte, leise, heimlich und grausam. Und dann war ihr noch etwas eingefallen: der Schlüssel zu ihrer Wohnung! Der befand sich auch hier hinter dieser Tür. Irgendwo. Wo nur hatte ihr liebes Mädchen den aufbewahrt? Am Ende gar mit Namen oder einer anderen Kenn-

zeichnung, so dass man schnell herausfinden konnte, in welche Tür er passte! Wenn *er* ihr Mädchen trotz aller Vorichtsmaßnahmen hier gefunden hatte, würden ihm winzigste Spuren genügen, auch sie ausfindig zu machen. Sie musste jeden Hinweis auf sich verschwinden lassen. Das bedeutete, ihre bebende Angst zu überwinden, sich noch einmal dort hineinzuwagen und die Jacke und den Schlüssel mitzunehmen.

Unten auf der Treppe wurden Stimmen laut. Sie zog das Kopftuch tiefer ins Gesicht. Ihre Hände zitterten so sehr, dass sie mehrere Versuche brauchte, um den Schlüssel ins Schloss zu stecken. Die Handschuhe, die sie sich angezogen hatte, behinderten sie zusätzlich. Aber die Handschuhe mussten sein, der Fingerabdrücke wegen. Vielleicht erwarteten sie bereits Polizisten hinter der Tür, die bemerkt hatten, dass jemand sich Zutritt verschaffen wollte.

Sie presste ihr Ohr gegen das glatte Holz. Außer dem Pochen ihres Herzens und dem Rauschen des Blutes konnte sie nichts wahrnehmen. Der Aufzug schepperte hinter ihr. Sie zog den Türknauf zu sich her und drehte den Schlüssel mit einer schnellen, vorsichtigen Bewegung herum. Die Tür sprang auf. Sie schlüpfte wie eine Katze durch den Spalt und sorgte mit Hilfe des Schlüssels für ein lautloses Zuschnappen des Schlosses. Im dämmerigen Flur schlug ihr ein muffiger Geruch entgegen. Er war süßlich und schwer. Rochen Tote schon nach einem Tag so? War sie denn immer noch da? Wer hätte ihren Tod aber auch bemerken sollen? Wer außer – ihm? Ihr Blick tastete sich vorsichtig zu der Tür am anderen Ende des Flures. Sie stand ein Stück weit offen. Hatte sie gestern in der Panik bei ihrer Flucht nicht gerade diese Tür hinter sich zugeschlagen, um dem Verfolger, den sie in dem Schrank vermutete, ein Hindernis entgegenzu-

setzen? Hatte sie gestern nicht für den Bruchteil einer Sekunde darauf gewartet, dass sich genau diese Tür in ihrem Rücken öffnen und er sich über sie werfen könnte? Es war nicht geschehen. Sie war unbehelligt hinausgekommen und dann nur noch gerannt, gerannt um ihr Leben. Jetzt war diese Tür, die ins Wohnzimmer führte, geöffnet. Der Anblick trieb ihr Tränen in die Augen. Ein Fuß war zu sehen, verdreht auf dem Teppich. Daneben stand schräg der Schuh, als sei er achtlos abgestreift worden. War das gestern auch so gewesen? Sie ist noch da!, flüsterte es in ihr. Wer immer diese Tür geöffnet hatte, der hatte sie dort liegen lassen. Achtlos. Kaltblütig. Er war also hier gewesen. Sie hatte sich nicht getäuscht. Am Ende hatte er sie heimlich beobachtet und schon längst versucht, ihre Identität herauszufinden. Ihr Blick fiel auf die Garderobe. Dort hing ihre Jacke noch auf dem Bügel. Genau so, wie sie das Kleidungsstück gestern hier aufgehängt hatte. Sie erinnerte sich noch, wie sie dabei gerufen hatte, hallo, mein Mädchen, ich bin wieder zurück, sollen wir uns Pizza kommen lassen? Dann war sie ins Wohnzimmer gegangen.

Als hingen schwere Eisenkugeln an ihren Füßen, machte sie einen ersten Schritt in Richtung der Garderobe und damit in Richtung des bedrohlichen Türspalts. In dem Moment ertönte ein dumpfer Laut, der sie in der Bewegung einfrieren ließ. Er ist da!, schoss ihr durch den Kopf. Das Geräusch war aus dem Badezimmer gekommen. Das befand sich gegenüber der Garderobe. Sie würde niemals an diese Jacke gelangen können, ohne von ihm gesehen zu werden. Jetzt hörte sie es deutlich. Flaschen klirrten. Plastikfolie knisterte. Er war hier! Sie musste weg! Sie wandte sich um. Neben der Tür befand sich das Schlüsselbrett. Einige Schlüsselbünde hingen dort. Welcher war der ihre? In der Dunkelheit

des Flures würde sie das nicht schnell genug feststellen können. Ihre behandschuhten Finger umfassten flink und lautlos einen Schlüsselbund nach dem anderen und ließen sie alle in ihre Tasche gleiten, bis die Haken abgeräumt waren. Dann schlich sie davon, mit der beunruhigenden Gewissheit, dass sie wegen der Jacke ein andermal zurückkehren musste.

Montag, der 8. Oktober

Wie eine hingeworfene Puppe lag die Tote auf dem Teppich, bäuchlings, mit verrenkten Gliedmaßen, den Kopf zur Seite gedreht. Langes, in schweren Wellen fallendes Haar verbarg ihr Gesicht. An ihrem Hals schimmerte zwischen den dunkelbraunen Haarsträhnen ein wenig Haut hervor, grau und zart geädert wie Marmor. Es war die Farbe toter Haut. Hauptkommissar Lars Stephan war vorsichtig näher getreten, um sich einen ersten Eindruck vom Tatort zu verschaffen. Ein Blick hatte genügt, um zu wissen, dass für die vor ihm liegende Frau jede Hilfe zu spät kam. Die Spurensicherung musste her, ebenso ein Gerichtsmediziner zur Bestimmung von Todesart und -zeitpunkt. Situationen wie diese hatte Lars Stephan schon häufig erlebt, schließlich blickte er auf gut fünfzehn Dienstjahre zurück. Dennoch war er erleichtert, dass es sich um einen unblutigen Tatort handelte. Mit scheinbar kühler Miene musterte er aufmerksam den Körper der Toten. Jede Kleinigkeit war jetzt wichtig. Kein Tatortfoto konnte den Eindruck wiedergeben, den sich ein routinierter Profi wie er in den ersten Minuten verschaffte und einprägte. Stephan rümpfte ein wenig die Nase, was einige der Umstehenden veranlassete, es ihm nachzutun. Ein Hauch des unverkennbaren, den Tod begleitenden Geruchs wurde wahrnehmbar. »Sie ist nicht erst seit heute Morgen tot«, sagte er leise. Die anderen nickten bestätigend. Stephan nestelte in der Tasche seines

Lederblousons nach den Einmalhandschuhen und begann, sie sich überzustreifen. Dabei war sein Blick weiter von den Beinen bis zum Oberkörper der Toten gewandert. Ein wohlgeformtes, bleiches Ohr ragte zwischen den dunklen Haarsträhnen hervor. Es war geziert von einem winzigen Brillanten, der bei der kleinsten Bewegung des Betrachters winzige Lichtfunken produzierte und damit in der Stille und Reglosigkeit des Moments eine beklemmende Lebendigkeit demonstrierte. Stephans Blick hing wie hypnotisiert an diesem Funkeln. Seine Miene schien plötzlich aus dem sicheren Gleis der Berufsroutine zu entgleiten. Jede professionelle Distanz vergessend, ging er neben der Toten auf die Knie und griff ihr in das volle Haar.

»Maren! Das darf nicht wahr sein«, flüsterte er, unhörbar für seine Kollegen. Er konnte nicht glauben, was er sah. Aus seiner Erinnerung tauchte das Bild einer dunkelhaarigen Frau auf, die sich mit einer lässigen Handbewegung das lange, braune Haar aus dem Gesicht strich und damit seinen Blick auf das Glitzern ihres Ohrschmucks lenkte. Ein scheues Lächeln lag auf ihrem Gesicht. Auf ihn hatte es früher immer geheimnisvoll gewirkt. Es hatte sich im Schimmer ihrer dunklen Augen, in der Haltung ihres Kopfes und irgendwo in ihren Mundwinkeln versteckt. Manchmal auch im Klang ihrer Stimme.

Ganz sicher war es dieses Lächeln gewesen, mit dem sie ihn bei ihrer ersten Begegnung, damals vor drei Jahren, in ihren Bann gezogen hatte. Die Beziehung zu Maren, sofern man das überhaupt so nennen konnte, hatte nur wenige Wochen gedauert. Ein vorsichtiges umeinander Herumschleichen war es gewesen. Der Anfang von etwas. Und dann hatte sie sich plötzlich entschlossen, zu ihrem Ex-Mann, einem Banker, zurückzukehren. Die Kränkung darüber nagte auch

jetzt noch an ihm. Immer, wenn sie in Gedanken vor ihm aufgetaucht war, hatte er ihr Bild mit aller Kraft zur Seite geschoben. Maren, du bist für mich gestorben, hatte er sich dann gesagt. Jetzt war Maren tot, und seine Verwünschungen waren auf grausame Weise Realität geworden. Selbstvorwürfe stiegen in ihm auf. Die Kollegen beobachteten den neuen Hauptkommissar im Offenbacher K 11, dem Kommissariat für Gewaltverbrechen, aus gebührendem Abstand und kommentierten seine Reaktion mit fragendem Schulterzucken.

Hätte er Maren doch wenigstens angerufen. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, nachzuforschen, wo sie jetzt wohnte. Immer noch in dem kleinen Dörfchen im Taunus, wo sie sich damals begegnet waren? Oder hier in Offenbach, in dieser Wohnung im Domgarten! Er hätte es gleich an der geschmackvollen, modernen Einrichtung bemerken müssen, dass dies Maren's Wohnung war. Vermutlich hatte ihr Ex alles finanziert. Vielleicht wohnten sie sogar zusammen. Moment mal, unterbrach er sich in Gedanken. Ein Banker aus Frankfurt, der sich eine Wohnung in Offenbach nimmt? Das gibt es doch gar nicht! Diese Überlegung war es, welche die Flut seiner inneren Bilder ein wenig bremste. Dennoch bedeutete es für ihn einen enormen Kraftaufwand, die antrainierten professionellen Verhaltensmuster abzurufen und sich wieder seinen Kollegen zuzuwenden. Behutsam ließ er das Haar aus seinen Fingern gleiten und zog langsam seine Hand zurück.

Er blickte in die Runde. In den Gesichtern der beiden Streifenbeamten vom Offenbacher Zweiten Revier stand sichtliches Unbehagen. Die Frau war einen Kopf größer als ihr Kollege. Sie stand wie eine große Schwester hinter ihm und hielt ihre Mütze in den Händen. Der kleine Polizist stand

breitbeinig im Vordergrund und warf dem Kommissar unter dem tief sitzenden Schirm seiner Mütze skeptische Blicke zu. Brauchst du uns noch?, schien er zu fragen, oder können wir jetzt unserer Arbeit nachgehen? Das, was du hier veranstaltest, sieht allerdings nicht danach aus.

Am wenigsten gefiel Lars Stephan der Gesichtsausdruck von Tobias Hölzinger, des jüngsten Mitarbeiters und Kommissaranwärters aus dem K 11. Allzu deutlich war bei Hölzinger ein Ausdruck von Geringschätzung auszumachen. Du stoßt dir auch noch die Hörner ab, du Jungbulle, dachte Stephan. In Kriminalhauptkommissar Gerhard Hecks Gesicht las er väterliche Besorgnis. Der Alte stand kurz vor der Pensionierung und sollte Lars Stephan, der vom Polizeipräsidium Westhessen hierher versetzt worden war, einarbeiten.

»Du kennst sie?«, fragte der alte Kommissar.

Lars Stephan registrierte überrascht, dass der Alte als Einziger Lars Stephans Verhalten angesichts der Toten richtig gedeutet hatte.

Lars Stephan nickte vorsichtig.

»Sie heißt ...«, hörte er sich sagen und erkannte plötzlich seine eigene Stimme nicht mehr. Er stockte. Ihren Namen auszusprechen, war ihm nicht möglich.

»Özlemonurhan«, murmelte Heck. Stephan runzelte die Stirn und sah seinen Kollegen fragend an.

»Sie heißt Özlem Onurhan«, wiederholte Heck geduldig und bemüht, jede Silbe deutlich auszusprechen. »Woher kennst du sie?«, ergänzte er dann noch.

Mit einem Schlag war es Lars Stephan klar, dass hier ein Name ausgesprochen wurde. Ein anderer Name. Nicht der, den er erwartet hatte. Einem erneuten Impuls folgend, wobei er abermals alle dienstlichen Gepflogenheiten außer

Acht ließ, kniete er sich neben den Kopf der Toten und strich ihr behutsam, beinahe zärtlich das Haar aus dem Gesicht. Dann packte er den Kopf mit beiden Händen und drehte das Gesicht zu sich her. Das Raunen der Mitarbeiter hörte er nicht. Er betrachtete forschend das rundliche Gesicht. Das waren nicht die ausgereiften Gesichtszüge einer Frau von Mitte dreißig! Die Frau vor ihm konnte nicht viel älter als zwanzig Jahre sein. Sie war wohl sehr hübsch gewesen, doch der Tod hatte ihre Züge bereits entstellt. Die Augen waren unterschiedlich weit geöffnet und blutunterlaufen, die Pupillen wirkten milchig. Die Gesichtshälfte, auf der sie gelegen hatte, war bläulich verfärbt. Der Mund war schief verzogen, die Zunge hing heraus. Ihr Speichel hatte einen dunklen Fleck auf dem Teppich hinterlassen. Einige Haarsträhnen klebten an den Wangen, und am Hals zeigten sich schwarz-bläuliche Striemen. Die Kollegen standen reglos im Halbkreis und mussten nun auch noch mit ansehen, wie der Kommissar die Tote mit geübtem Griff auf den Rücken drehte, um ihr ganzes Gesicht sehen zu können. Der Leichengeruch breitete sich nun deutlich wahrnehmbar aus und ließ die Umstehenden zurückweichen. Keiner wagte, etwas zu sagen, und keiner außer Heck verstand, warum sich ein erfahrener Hauptkommissar am Tatort so eklatant falsch verhalten konnte.

Normalerweise hätte Lars Stephan die Tote unter keinen Umständen angerührt. In jedem anderen Fall hätte er aus dem, was er zu sehen bekam, Schlüsse auf die Todesursache und den Tathergang gezogen. Jeder Tatort erzählt eine Geschichte, wie er bei Fortbildungsveranstaltungen die jüngeren Kollegen gern lehrte.

Mühsam registrierte er die Tatsachen. Nicht Maren, es ist nicht Maren Wiegand, dröhnte es in seinem Kopf. Özlem

Onurhan ist tot, nicht Maren. Özlem Onurhan heißt sie. Und er schämte sich dafür, dass ihn nun eine tiefe Erleichterung durchströmte. Als er erneut in die Gesichter seiner Kollegen blickte, wurde ihm klar, dass sein beruflicher Neubeginn in Offenbach auf dem besten Weg war, sich in einen grandiosen Fehlstart zu verwandeln.

*

Maren Wiegand bremste ihren Wagen ab, um besser nach einer Parklücke suchen zu können. Hinter ihr quietschten Reifen. Im Rückspiegel konnte sie erkennen, dass sie bereits einen kleinen Stau auf der reich befahrenen Wittelsbacher Allee im Osten Frankfurts verursacht hatte. Nun blockierte auch noch ein Lieferantenfahrzeug vor ihr die Fahrspur, und sie musste ausscheren. Aggressives Hupen ließ Maren zusammenzucken. Heute Vormittag schien es unmöglich, einen Parkplatz in der Nähe ihres Wohnhauses zu finden. Ihre morgendliche Hochstimmung wich allmählich der alltäglichen Anspannung. Dabei hatte sie sich so sehr auf die vor ihr liegenden freien Tage gefreut. Maren wollte die Herbstferien nutzen, um das dritte Zimmer in ihrer Wohnung zu renovieren und einzurichten, den Stapel Bücher, den sie sich zurechtgelegt hatte, endlich zu lesen, die Buchmesse zu besuchen, mit ihrer Freundin Sybille shoppen zu gehen, die Turner-Gemälde in der Schirn zu betrachten und endlich zu genießen, wozu während des Schulalltags keine Zeit blieb. Julia, ihre zehnjährige Tochter, war bereits am Samstag mit ihrem Vater, Marens Ex, nach Mallorca geflogen.

Kurzentschlossen parkte Maren ihr Fahrzeug in der nächsten Einfahrt. Auf der Rückbank befanden sich mehrere

Pappkartons mit violetten Erika, gelben Asten, Gräsern und Efeu. Eigentlich hatte sie im Lebensmittelladen nur eine bescheidene Kühlschranksfüllung für die nächsten Tage erstehen wollen, doch dann hatte sie sich in ihrer Ferienstimmung entschlossen, den Balkon neu zu bepflanzen. Der Wetterbericht hatte einen »goldenen Oktober« vorhergesagt, und Maren stellte sich vor, heute Nachmittag bei einer Tasse Kaffee gemütlich inmitten der neuen Bepflanzung zu sitzen und zu lesen.

Gerade hatte sie die hintere Tür des Wagens geöffnet und zwei der Kartons auf dem Gehsteig abgestellt, als sie im tiefsten Hessisch von hinten angeraunt wurde: »Ja, was gibt dann des, wanns feddisch is? Sehn Sie dann net, des des e Einfaad is?«

Maren wusste schon, wer sie da ansprach. Der Mann wohnte in diesem Mietshaus und kümmerte sich als Hausmeister um einige Häuser in der Nachbarschaft. Grund genug, sich wichtigzumachen. Seinen Namen hatte sie vergessen. Sie hatte seine Dienste bisher nicht benötigt. Jetzt stand er, die Arme vor der Brust verschränkt, im Vorgarten. Sein Pfannkuchengesicht und die von einem graumelierten Haarkranz umgebene Stirnglatze glänzten schweißfeucht. Durch seine Hornbrille mit Gläsern, dick wie Aschenbecher, funkelte er Maren böse an.

Die blaue Latzhose, die er trug, spannte über seinem Bauch. Irgendwie kam er Maren vor wie ein aufgeplusterter Uhu. Neben ihm stand die Mini-Ausgabe dieses seltsamen Vogels, ein etwa siebenjähriger Junge, mit blau umrandeter Kinderbrille, blond und spillerig. Beim Anblick des komischen Duos musste Maren sich alle Mühe geben, ernst zu bleiben. Sie versuchte es mit dem Register »nettes hilfloses Frauenzimmer bittet um wohlwollendes Verständnis« und

säuselte: »Bitte, nur ein paar Minuten. Ich wohne da vorn und will nur schnell ausladen. Versprochen!«

Der Uhu blieb ungerührt. »Naa«, stöhnte er gedehnt. »Des säschd ihr doch alle. Schdeisch ein, oder isch hol die Boli-zei!«

»Bis die kommen, bin ich weg. Stellen Sie sich doch nicht so an!«, begann Maren zu schimpfen.

»Die sin schneller da, als ihr dengt«, konterte der Wichtig-tuer, »isch hab gude Kondagte zum fünfte Rewier, un wenn isch aaruf, komme die gleich. Un jetzt mach disch endlich fodd, awer e bissi dalli!«

Maren war sauer. In einer Seitenstraße hatte sie schließlich einen Parkplatz gefunden und musste mehrmals laufen, um alles auszuladen. Die Einkäufe hatte sie schnell auf der Treppe vor der Haustür abgestellt und damit den Weg versperrt, so dass die junge Mutter, die zwei Stockwerke über ihr wohnte, mit dem Kinderwagen nicht zur Haustür hinaus kam. Maren entschuldigte sich und räumte hastig einiges beiseite. Dabei brachen die Pflanzen durch den inzwischen aufgeweichten Boden des Pappkartons. Nachdem Maren der Frau geholfen hatte, den Kinderwagen über dieses Chaos zu tragen, machte sie sich an die weiteren Aufräumarbeiten. Ihre Laune war inzwischen unter den Nullpunkt gesunken. Als sie die Tür zu ihrer Wohnung öffnete, rannte ihr Garfield, der rot-weiß getigerte Kater, entgegen und maunzte herzerreißend.

»Jaja, ich weiß, du hast heute noch nichts bekommen.« Maren seufzte und beeindruckte damit den Kater wenig. Garfield maunzte weiter. Er rieb sich an ihren Beinen und brachte sie mehrfach zum Stolpern. Daher lud sie ihre Einkäufe erst einmal auf dem Küchentisch ab, nahm eine Dose Katzenfutter aus dem Schrank und stutzte. Sie war sich

sicher, dass gestern noch zwei weitere Dosen dort gestanden hatten, und schüttelte verständnislos den Kopf. Garfield fiel über das Futter her, und Maren beobachtete ihn nachdenklich. Sie hatte am gestrigen Sonntag das Haus bereits am Nachmittag verlassen, um ihrer Freundin Sybille beim Vorbereiten eines kleinen Abendessens zu helfen, das diese anlässlich ihres Geburtstages gegeben hatte.

Sybille wohnte nicht weit von hier, in der Comeniusstraße, und Maren war zu Fuß gegangen. Nach der Party hatte sie allerdings nicht allein nach Hause laufen wollen und war bei Sybille und Harry geblieben. Heute Morgen war sie gar nicht erst in ihre Wohnung gegangen, sondern gleich zu ihrem Auto, um erst einmal einkaufen zu fahren. Konnte in der Zwischenzeit jemand die Wohnung betreten und Garfield gefüttert haben, oder hatte sie die Menge des vorhandenen Katzenfutters einfach falsch in Erinnerung? Eigentlich war das nichts, worüber man länger nachdenken müsste. Nur schienen sich Vorkommnisse dieser Art in letzter Zeit zu häufen. Der Fernseher, der auf »Stand-by« stand, obwohl sie ihn ausgeschaltet hatte. Die Klospülung, die nur dann endlos nachlief, wenn man sich nicht eines kleinen Tricks bediente, den nur Maren und Julia kannten. Der aufgegessene Lieblingsjoghurt. Kleine Geldbeträge, die verschwanden. Gab es hier einen unbekanntem Dritten, der für diese Vorkommnisse verantwortlich war, oder konnte man das alles mit der üblichen Alltagsvergesslichkeit erklären? Maren versuchte, sich zu beruhigen. Sie war nun mal ein sehr vorsichtiger Typ. Und manchmal hörte sie einfach das Gras wachsen. Sie selbst verließ nie die Wohnung, ohne vorher zu überprüfen, ob alle Geräte ausgeschaltet und alle Fenster geschlossen waren. Aber schließlich war da noch Julia, die mit allem wesentlich großzügiger umging. Wie oft

ließ sie Licht brennen, Türen unverschlossen oder kippte die Fenster.

»Meine Mama ist unsere Sicherheitsministerin«, hatte Julia einmal gesagt. »Wenn wir aus der Wohnung gehen, kontrolliert sie immer, ob wir den Schlüssel auch zweimal umgedreht haben, seit sie in einem Fernsehkrimi gesehen hat, dass man die Tür sonst ganz einfach mit einer Scheckkarte aufkriegt.«

Maren musste schmunzeln, als sie an Julia dachte, die sich jetzt irgendwo an einem sonnigen Strand aalte und ihren Vater zutextete. Rolf, Marens Ex-Mann, arbeitete bei einer Bank in London. Maren und er waren seit vier Jahren geschieden. Plötzlich begann ihr Herz, wie wild zu klopfen. Voller Konzentration versuchte Maren, sich an jede Bewegung zu erinnern, die sie vorhin beim Betreten der Wohnung gemacht hatte. Durch das geriffelte Türglas hatte sie schemenhaft die Umrisse des bettelnden Katers gesehen und sein Geschrei gehört. Mit einer Hand hatte sie die Tür geöffnet, mit der anderen gleich die Einkaufstasche in den Spalt geschoben, um den Kater zurückzudrängen. Sie wiederholte den Vorgang noch einmal in Gedanken und ließ ihn vor ihrem inneren Auge Revue passieren: Rechte Hand dreht Schlüssel im Schloss – klick – und drückt die Tür auf. Linke Hand schiebt die Tasche in den Türspalt. Maren erstarrte. Das ging normalerweise nicht so einfach! Das Schloss klemmte immer dann, wenn der Schlüssel ein Mal umgedreht worden war. Einzige Erklärung: Das Türschloss war nur zugeschnappt gewesen! Julia als Unsicherheitsfaktor fiel aus. Und sie selbst? Hatte sie gestern vor lauter Vorfreude auf das Fest die Tür beim Verlassen der Wohnung nur ins Schloss fallen lassen? Wieder drängte sich ihr heißer Verdacht auf, dass jemand in der Wohnung gewesen

sein musste. Hektisch lief sie durch alle Zimmer, kontrollierte ihre Schmuckschatulle, Julias Sparschwein, die Schublade mit dem Klimpergeld, Laptop, Fotoapparat. Nichts fehlte. Atemlos ließ Maren sich in Julias Zimmer auf das Bett fallen und suchte nach Erklärungen. Wer außer ihr hatte noch einen Wohnungsschlüssel? Julia, selbstverständlich! Ein dritter Schlüssel war bei Sybille, zum einen, weil ihr diese Wohnung gehörte, zum anderen, falls einmal aus Versehen die Tür zufallen sollte. Und sie hatte ja auch einen Schlüssel zu Sybilles Wohnung in der Comeniusstraße. Der bei Sybille deponierte Schlüssel für Marens Wohnung war auch für Harry, ihren Lebensgefährten, zugänglich. Harry als der große Unbekannte? Stattete er dem Kater, der einstmal ihm gehört hatte, hin und wieder heimlich einen Besuch ab? Verrückt! Maren überlegte, wie sie dies demnächst durch geschicktes Nachfragen herausfinden könnte. Dabei glitt ihr Blick über die Buchrücken im Regal gegenüber von Julias Bett. Ein Buch in der obersten Reihe stand auf dem Kopf. Maren zog es heraus, um es wieder richtig einzuordnen, doch es ließ sich nicht ganz hineinschieben. Nachdem sie sich auf Zehenspitzen gestellt und das Hindernis hervorgekramt hatte, hielt sie völlig verblüfft eine leere Dose Katzenfutter in der Hand.

*

Die Spurensicherung war eingetroffen. Gerhard Heck hatte den Leuten erklärt, dass man die Frau habe umdrehen müssen, weil man nicht sicher war, ob sie noch lebte, wofür er ungläubiges Köpfeschütteln erntete. Lars Stephan würde sich später bei ihm bedanken.

Inzwischen untersuchten sie das zweite Zimmer der Woh-

nung, das mit einer Bettcouch, einem großen Spiegelschrank und einer kleineren Kommode ausgestattet war. Alles wirkte extrem sauber, neu und gepflegt.

»Wenn sie Muslimin ist, müssen wir schnell arbeiten, denn die werden sie baldmöglichst beerdigen wollen, und dann brauchst du gute Gründe, warum das nicht geht«, erklärte der Alte.

Lars Stephan nickte stumm, wobei er weiter die Umgebung musterte. Die Zimmertür war angelehnt, so dass von nebenan die Geräusche der Spurensicherung nur gedämpft herüberdrangen. Man hörte ihre kurzen Kommentare und Anweisungen und auch, dass sie sich über das Abschneiden der Kickers im letzten Spiel unterhielten. Aus dem Wohnungsflur ertönte ein metallisches Geräusch, gefolgt von einem leisen Fluch.

»Wohin?«, fragte einer.

»Geradeaus«, antwortete ein anderer.

Die Kollegen mit dem Zinksarg, dachte Lars Stephan. Die vertraute Routine der dienstlichen Abläufe trug dazu bei, dass er sich allmählich von seinem Schreck erholte und in den Alltag zurückfand. Er nahm sich vor, möglichst bald herauszufinden, wo Maren steckte.

»Fassen wir noch einmal zusammen«, begann Gerhard Heck und schaute in sein aufgeschlagenes Notizbuch. »Özlem Onurhan, dreißig Jahre alt, laut vorgefundenem Personalausweis, Adresse einer Arztpraxis mit Einsatzplan für Mitarbeiterinnen, hat dort vermutlich aushilfsweise als Arzthelferin gearbeitet, zuletzt vor einem Jahr, zurzeit vermutlich keine Berufsausübung. All das haben wir in ihrer Handtasche gefunden, und die war draußen auf dem Balkon versteckt. Ausschlaggebend sind meiner Meinung nach eher die Dinge, die wir nicht gefunden haben. Merkwürdi-

gerweise gibt es nämlich keinerlei Unterlagen, also Steuer, Versicherung, Arbeits- oder Mietverträge, was man halt so hat. Todesursache: wahrscheinlich erdrosselt, Zeit: vor etwa zwei Tagen. Genaueres wissen wir morgen.«

Lars Stephan nickte schweigend und runzelte die Stirn. Die Tote war ihm viel jünger vorgekommen. Jedoch wusste er, wie sehr der Tod das Aussehen eines Menschen verändern und dadurch die Schätzung des Alters erschweren konnte. Er dachte daran, wie diese Frau vor ihm auf dem Teppich gelegen hatte. Jetzt erinnerte er sich auch, schwarz-blau unterlaufene Streifen an ihrem Hals wahrgenommen zu haben. Strangulationsmale, vermutete auch Lars Stephan, und vor seinem inneren Auge lief ein Film ab, in dem jemand von hinten überraschend an die Frau herantreten war, ihr eine Schlinge um den Hals geworfen und diese unerbittlich zugezogen hatte. Er sah die zitternden Finger der Frau, die verzweifelt versuchten, das Würgeband zu lösen, und erinnerte sich an senkrecht zu den streifenförmigen Malen verlaufende Kratzspuren an ihrem Hals. Irgendwann war die Frau dann in sich zusammengesunken und bäuchlings auf den Boden gefallen. An dieser Stelle kam sein Film ins Stocken, denn die Bauchlage passte nicht zum Ablauf. In Stephans Vorstellung fiel die Tote in Richtung der Zugkraft und kam auf dem Rücken zum Liegen, sofern der Täter sie von hinten gewürgt und mitgeschleift hatte. Dafür sprachen auch die umgeklappten Ecken des Teppichs, an die sich der Kommissar jetzt wieder erinnerte. Stephan versuchte, sich einen Tathergang vorzustellen, bei dem es am Schluss zu dieser Bauchlage kommen konnte. Vielleicht war sie vor dem hinter ihr stehenden Täter in die Knie gesackt, und er hatte sie nach vorn gedrückt, vielleicht sogar rücklings auf ihr gekniet. Entsprechend müsste man Blutergrüsse auf

ihrem Rücken finden. Stephan notierte sich das auf seinem BlackBerry und merkte nicht, dass er dabei von Heck mit ironischem Grinsen gemustert wurde. Der alte Kommissar schwor auf sein kleines, schwarzes Büchlein, in das er mit einem sorgfältig gespitzten Bleistift alles Wichtige eintrug. Lars Stephan rekonstruierte weiter in Gedanken. Bei dem eben skizzierten Szenario kam das Opfer beim Fall frontal auf dem Gesicht zu liegen. Vielleicht hatte sich die seitliche Drehung des Kopfes bei einem letzten verzweifelten Ringen um Luft ergeben, vielleicht aber auch erst post mortem, als der Täter seine Tatwaffe, wahrscheinlich ein Seil oder einen Gürtel, unter ihr hervorgezogen und offensichtlich wieder eingesteckt hatte, denn ein mögliches Tatwerkzeug war nicht identifiziert worden. Konnte man von einem Vorsatz ausgehen, oder hatte der Mörder im Affekt gehandelt?, fragte sich Stephan, ohne seinen Kollegen an seinen Überlegungen teilhaben zu lassen. In dem aufgeräumten Wohnzimmer hatte nichts auf einen Kampf hingedeutet. Vielleicht gab es weitere Hinweise am Körper oder an der Kleidung der Toten? Das würde die Spurensicherung bald herausfinden und noch mehr, denn wenn sich alles so abgespielt hatte wie in Lars Stephans Vorstellung, dann musste der Körper der Toten mit Täterspuren übersät sein. Insofern hegte er eine gewisse Hoffnung, dass dieser Fall schnell aufzuklären sei und er doch keinen so schlechten Einstand auf der neuen Dienststelle geben würde. »Morde sind doch meistens Beziehungstaten«, sagte er leise und wandte sich an Gerhard Heck, der die Geduld besessen hatte, ruhig abzuwarten und ihn seinen Gedanken zu überlassen, und der nun zustimmend nickte.

»Geld oder Liebe. Oder eine Mischung von beidem. Bei Mord ist die Motivlage immer ziemlich einfach.«

Es lag Traurigkeit in seiner Stimme, weil sich Heck auch nach seinen vielen Dienstjahren noch nicht mit dem abfinden konnte, was Menschen einander antaten.

»Wissen wir schon etwas von ihrem Umfeld?«, fragte Lars Stephan. »Würde der Anrufbeantworter abgehört? Hat jemand nach ihr gefragt?«

Heck zuckte mit den Schultern. Das wirkte bei seiner Größe von bald einem Meter neunzig merkwürdig unbeholfen. »Sie wird von niemandem vermisst«, erklärte er. »Keine Auskünfte der Wohnungsnachbarn. Keine Einbruchsspuren, Täter wurde hereingelassen oder hatte Schlüssel. Unser Grünholz ist übrigens mit Ernie unterwegs und befragt die anderen Leute im Haus.«

Lars Stephan musste über den Spitznamen schmunzeln, den der Alte ihrem jungen Kollegen Tobias Hölzinger verpasst hatte. Mit Ernie meinte er Ernestine Hoff, die mit zum Team des K 11 gehörte, heute Morgen aber noch nicht im Dienst gewesen war, weil sie erst ihren Sohn zum Kindergarten bringen musste.

»Gibt es Verwandte, die wir benachrichtigen müssen?«, fragte Lars Stephan.

Heck nickte. »Der Rest der Familie, zwei Brüder, zwei Schwestern und die Eltern, wohnen alle in einer Siedlung Richtung Mühlheim.«

»Dann müssen wir da zuerst hin«, entschied Lars Stephan. In Hecks verwittertem Gesicht bildeten sich noch mehr Falten. Mit einem beinahe väterlichen Stirnrunzeln entgegnete er: »Ich mach das mit Sera, ist heute, glaube ich, besser.«

Dabei ließ er seine Hand schwer auf Stephans Schulter fallen, womit er klarstellte, dass Widerspruch nicht angebracht war. Stephan nickte. Mit Sera war offensichtlich Serafettin

Gümüstekin gemeint. Dieser war ihm bei Dienstantritt als Ausländerbeauftragter der Offenbacher Polizei vorgestellt worden. Er erinnerte sich an einen gepflegten, dunkelhaarigen Mann im Anzug und mit ruhigem, freundlichem Auftreten. Dass Heck sofort entschieden hatte, Sera für das schwierige Gespräch mit der türkischen Familie einzuspannen, betonte einmal mehr Hecks Status als alter Fuchs und erfahrener Insider. Von ihm konnte Stephan noch viel über die Offenbacher Verhältnisse und den erfolgreichen Umgang damit lernen.

Heck fuhr fort: »Irgendwann erzählst du mir vielleicht mal bei 'nem Bier, was dich heute so aus dem Gleis geworfen hat.«

Stephan nickte abermals. Er fühlte sich wie ein Schuljunge, der vom Lehrer gerügt, letztendlich aber doch wohlwollend behandelt wurde. Er wandte sich zur Tür und hielt plötzlich inne. Sein Blick war auf einen kleinen Tretmülleimer gefallen, der in einer Ecke hinter der Tür stand und gar nicht zu den übrigen Designermöbeln passte. Er öffnete den Deckel. Dann streifte er schnell Einmalhandschuhe über und zog aus dem Eimer kleine, weiße, mit hellblauen Klebstreifen verschlossene Päckchen hervor.

»Was ist das?«, fragte Heck erstaunt.

»Gebrauchte Babywindeln, ordentlich entsorgt. Kleinste Größe, vermutlich von einem Neugeborenen«, erklärte Stephan.

Heck pffiff anerkennend und grinste. »Bist du sicher, dass sie dich von einer Polizeistation hierher versetzt haben und nicht von einer Kinderstation?«

Ein stilles Lächeln huschte über Stephans Gesicht. Er öffnete nacheinander die Schubladen der Kommode. Alle waren leer. Er tastete die nicht einsehbaren hinteren Bereiche ab

und zog ein Faltblatt mit Ernährungs- und Pflegetipps für Säuglinge hervor, das in einem Spalt eingeklemmt war. Er betrachtete die strahlenden Baby- und Müttergesichter auf den Werbefotos.

»Die Frau ist tot, und das Kind ist weg«, sagte er leise.

»Meinst du, da liegt ein Motiv?«, fragte Heck.

Stephan zuckte mit den Schultern. »Kommt dir das hier wie ein Kinderzimmer vor?«, fragte er zurück, und Heck schaute, die Unterlippe vorgeschoben, skeptisch in die Runde.

»Auf jeden Fall fehlt ein Kinderbett.«

»Und so was wie eine Wickelunterlage und Pflegeutensilien«, ergänzte Lars Stephan.

»Na, du kennst dich ja perfekt aus.« Der Alte grinste. »Du gehörst wohl zu den neuen Männern, die artig ihr Wickelpraktikum absolviert haben? Da hatte ich noch Glück, bei mir hat das alles meine Frau übernommen. Die hätte mich gar nicht rangelassen. Wie blöd ich mich schon anstellte, wenn ich die Kleinen mal aus den Bettchen nahm. Das grenzt an fahrlässige Körperverletzung, hat sie gesagt. Das sind doch keine Affen, die sich überall anklammern können. Der Junge ist heute Rechtsanwalt, Strafrecht. Meine Tochter ist Grundschullehrerin. Wie viele Kinder hast du?« Lars Stephan antwortete nicht und trat ans Fenster. In Gedanken sah er die verschwommenen Konturen eines von einem blonden Haarkranz eingerahmten Kindergesichtes. Es war, als spiegelte sich das kleine Mädchen in der Glasscheibe vor ihm. Jetzt lächelte es ihn an. Verschmitzt und voller Lebensfreude. »Papa, hast du jetzt Zeit?«, schien es zu fragen. Stephan schüttelte den Kopf. Heck wertete das als Antwort auf seine Frage.

»Also noch keine Kinder. Na ja, du bist noch jung genug dafür.«

Stephan presste die Lippen zusammen und zwang sich, durch die Fensterscheibe hinab in den Innenhof der Wohnanlage zu schauen, der sehr sauber und gepflegt wirkte.

»Das hier ist etwas für Besserverdienende, oder?«, fragte er. Heck stellte sich hinter ihn und schaute ebenfalls hinaus.

»Hier zu wohnen oder in der Siedlung da draußen ist ein himmelweiter Unterschied«, erklärte er.

Lars Stephan ließ seine Blicke noch einmal durch das Zimmer wandern. »Es sieht aus, als habe hier jemand gründlich aufgeräumt und alle Hinweise auf das Kind verschwinden lassen.«

Heck schürzte nachdenklich die Lippen. »Und der Eimer mit den Windeln?«

»Wurde übersehen. Wenn man hereinkommt, verschwindet er hinter der geöffneten Tür.«

Heck nickte. »Da ist was dran. Wir müssen abwarten, was Pathologie und Spurensicherung herausfinden. Dann wissen wir, ob es das Kind der Toten ist und wo hier überall gründlich aufgeräumt wurde.« Mit diesen Worten verließ er den Raum.

Lars Stephan war geblieben und stand am Fenster. Heck, der Hüne, ging jetzt mit ausgreifenden Schritten und hängenden Schultern unten über den Hof, um die Familie der Toten aufzusuchen. Plötzlich blieb er stehen und wandte sich um. Offensichtlich war er von Ernestine Hoff gerufen worden, die ihn mit schnellen Schritten einholte. Erstaunlich, welches Tempo Ernie trotz ihrer barocken Figur an den Tag legte. Sie reichte Heck nur bis zur Brust und sprach, den Hals durchgestreckt und den Blick nach oben gerichtet, auf ihn ein. Hin und wieder fuhr sie sich dabei mit männlich anmutender Geste durch das kurzgeschnittene, braune Haar. Ab und zu sahen sie beide am Haus hinauf. Als sie

Stephan hinter dem Fenster bemerkten, nickten sie ihm beiläufig zu. Die reden gerade über dich und deine Pannen und dass du als Nachfolger für Heck völlig ungeeignet bist, fuhr es ihm durch den Kopf. Ernestine Hoff verschwand wieder im Haus. Klar, dass sie ihre ersten Ermittlungsergebnisse Heck und nicht ihm unterbreiten würde. Der alte Kommissar setzte seinen Weg fort. Stephan schaute ihm nach, bis er in der Toreinfahrt verschwunden war.

Über die Steinplatten des Hofes wehten trockene Blätter. Es ist Oktober, und du suchst wieder nach einem Kind, dachte er. Wie damals vor drei Jahren. Damals hast du Maren gefunden, und jetzt? Eigentlich hatte er sich von der Versetzung einen Neuanfang versprochen. Er hatte den Dienort Offenbach, von dem viele meinten, dagegen sei das Frankfurter Bahnhofsviertel das reinste Sanatorium, als besondere Herausforderung empfunden. Mit Ende dreißig trat er jetzt in eine Lebensphase ein, die er gedanklich mit dem Motto »Jetzt oder nie und jetzt erst recht!« überschrieben hatte. Jahrelang hatte er vergeblich versucht, sein Leben in ruhigere Bahnen zu lenken. Es war von vielen »psychischen Beben«, wie er diese Vorkommnisse nannte, erfüllt gewesen. Immer dann, wenn er geglaubt hatte, sich in ruhigeren Gefilden zu bewegen, hatte etwas zu neuen Erschütterungen geführt. Daher hatte er sich entschlossen, es jetzt anders zu versuchen und sich bewusst ins Chaos zu stürzen, bevor es unerwartet über ihn hereinbrach. Insofern war sein Versetzungsgesuch nach Offenbach eine logische Konsequenz gewesen.

Offiziell hatte er seinen Wunsch nach dienstlicher Veränderung mit seinem Wohnort begründet. Vom Frankfurter Ostend zum Offenbacher Polizeipräsidium konnte er jeden Morgen mit dem Fahrrad fahren. Eigentlich wogen Begrün-

dungen dieser Art nicht sehr schwer. Höchstens die Anbindung an eine Familie oder Wohneigentum hätten als Grund für eine Versetzung gelten können. Er hatte weder das eine noch das andere vorzuweisen. Trotzdem wurde seinem Antrag zum nächstmöglichen Termin entsprochen. Inzwischen war ihm klar, dass jede Begründung gegolten hätte, denn er war der Einzige, der freiwillig nach Offenbach versetzt werden wollte. Offenbach. Jahrelang hatte er in Frankfurt gewohnt und konnte sich nicht erinnern, auch nur ein Mal hier gewesen zu sein. Selbst bei den seltenen Gelegenheiten, bei denen auf dem Bieberer Berg die Offenbacher Kickers gegen Eintracht Frankfurt, Lars Stephans Lieblingsmannschaft, spielten, war er nicht dort aufgetaucht. Der angekündigte riesige Polizeieinsatz, der nötig war, um die Fans auseinanderzuhalten, hatte ihn abgeschreckt. Beim letzten Mal war alles gutgegangen, was sicherlich an der ausgeklügelten Vorbereitung gelegen hatte. Der Offenbacher Oberbürgermeister hatte mit der Frankfurter Oberbürgermeisterin während einer gemeinsamen Mainfahrt die Fan-Schals getauscht und dann eine Wette auf den Sieger abgeschlossen. Das hatte dazu geführt, dass der Offenbacher Oberbürgermeister nach der Niederlage der Kickers auf dem Frankfurter Römerberg die Treppen kehren musste, was etliche Offenbacher ihm sehr übelnahmen, denn die altbekannte Häme der Frankfurter hatte dadurch noch zusätzliches Futter bekommen.

Jeden Morgen fuhr Lars Stephan jetzt mit dem Fahrrad über die Kaiserlei-Brücke und war in gut zwanzig Minuten in seiner Dienststelle. Inzwischen war ihm bewusst, dass der Main, den er dabei überquerte, zwei Welten voneinander trennte. Die der unaufhaltsam aufsteigenden Metropole Frankfurt, von manchen »Bankfurt« oder »Mainhattan« ge-

nannt, und die Welt Offenbachs, einer Stadt, in der sich die Zahl der Arbeitslosen und Sozialhilfeempfänger im gleichen Tempo in die Höhe schraubte wie Frankfurts neue Wolkenkratzer.

Frankfurt-Bronx war noch eine der witzigeren Bezeichnungen, welche die Frankfurter für ihre Nachbarstadt gefunden hatten. OF, das Autokennzeichen Offenbachs, musste ebenfalls erhalten. Es wurde von den Frankfurtern verschiedentlich interpretiert: Ohne Führerschein, ohne Fahrpraxis, ohne Ferstand ...

Die Tür wurde aufgestoßen.

»Oh, Sie sind ja noch hier«, sagte einer der Kollegen, der an seinem weißen Overall als Mitarbeiter der Kriminaltechnik erkennbar war.

Heck hätte ihn sicher beim Vornamen gekannt und freundlich begrüßt. Lars Stephan war so sehr in Gedanken versunken, dass es ihm nicht gelang, ein wenig entgegenkommend zu wirken. So erhielt er nur einen sehr spärlichen Bericht. Heck hätte sicher mehr erfahren. Lars Stephan spürte, dass er aufpassen musste. Allmählich begann in ihm gegenüber Heck ein Konkurrenzverhalten zu wachsen, das nicht gut sein würde. Schließlich war der Alte heute der Einzige gewesen, der ihn unterstützt und verstanden hatte. Jedoch gerade das schien Stephan besonders zu ärgern.

Zwei Alphas nebeneinander, der eine ein alter Platzhirsch, der andere ein Neuling aus einem fremden Territorium. Ob das auf Dauer gutging, fragte er sich und wandte sich zum Gehen. In der Schranktür begegnete er seinem Spiegelbild. Eigentlich siehst du gar nicht so alt aus, wie du bist, dachte er. Das lag daran, dass er schlank war und dass die blonden, kurzen Haare das erste darin auftauchende Grau gut verbargen. Er trat etwas näher. Rasieren hättest du dich aber

noch können heute Morgen, siehst ja aus wie Kater Karlo, tadelte er sich. Männer ohne Frauen verstrauchen wie eine ungemähte Wiese, dachte er und grinste über diesen Vergleich, der ihm eingefallen war, weil er seine Kindheit auf dem Land verbracht hatte.